

Literatur-Rundschau

Thomas Bohrmann/Werner Veith/Stephan Zöller (Hg.): Handbuch Theologie und Populärer Film. Band 1. Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag 2007, 376 Seiten, 39,90 Euro.

Film und Religion stehen seit dem Aufstieg des Films zum Massenmedium in einem ebenso spannungsreichen wie produktiven Verhältnis. Dies lässt sich einerseits an unzähligen filmischen Adaptionen von religiösen Narrativen und Symbolen ablesen: Nicht nur Filme, die sich einer explizit religiösen Thematik bedienen (z. B. monumentale Bibelverfilmungen oder die Bestsellerverfilmung „Der Da Vinci Code“), sondern auch zahlreiche Produktionen, deren religiöse Konnotation unter der narrativen Oberfläche liegt, zeigen, wie fruchtbar Regisseure und Produzenten das Feld der Religion erscheint.

Andererseits ist die Auseinandersetzung der Kirchen als Ort der institutionalisierten Religiosität mit dem Medium Film stets eine äußerst ergiebige Beschäftigung, was besonders eindrucksvoll die Arbeit der konfessionellen Filmstellen beweist. So kann etwa die Mitwirkung der Kirchen in den Gremien der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft als Ausdruck dieser kirchlichen Filmarbeit gelten, die in der Bundesrepublik einen zwar zunehmend umstrittenen, aber gerade in den frühen Jahren entscheidenden Anteil an dem gesellschaftlichen Umgang mit dem Medium Film hatte.

Nicht weniger als die systematische Ordnung des Wissensstandes, der sich im Laufe der Jahrzehnte in der kirchlichen Filmarbeit angesammelt hat, hat sich die auf zwei Bände

angelegte Publikation „Handbuch Theologie und Populärer Film“ vorgenommen, dessen erster Band nun vorliegt. Um diesem wahrhaft gewaltigen Anspruch gerecht zu werden, versammeln die drei Herausgeber Thomas Bohrmann, Werner Veith und Stephan Zöller 17 Theologen, die sich in vier systematischen Kategorien auf die Suche nach religiösen Motiven in Hollywood-Blockbustern begeben. Entscheidend für die Auswahl der Filme war laut den Herausgebern nicht die Qualität einer Produktion, sondern vornehmlich deren Erfolg an den Kinokassen. Durch die Auseinandersetzung mit populären Filmen und mit einer „verständlichen Sprache“ erhoffen sich die Autoren eine Leserschaft, die sich nicht auf die akademische Welt beschränkt.

So bietet auch der einleitende Aufsatz von Thomas Bohrmann über die „Dramaturgie des populären Films“ eine recht grundsätzliche Zusammenschau medienwissenschaftlicher Methoden, die zumeist aus den bekannten Handbüchern von Knuth Hickethier und Werner Faulstich stammt. Bohrmanns Prämissen, dass es bei der Filmanalyse nicht nur um die Interpretation der narrativen Ebene gehen kann, sondern auch visuelle und auditive Eigenheiten einer Produktion in den Fokus der Betrachtung rücken müssen, sind durchaus treffend, werden jedoch von den Autoren der Aufsätze viel zu selten ernst genommen.

Der durchaus begrüßenswerte Ansatz des Sammelbandes, keine Einzelstudien der Filme, sondern eine systematische Untersuchung der vier Themengebiete *Genres*, *Figuren*, *Regisseure* und *Themen* vorzunehmen,

scheint die Autoren dazu zu verleiten, eine möglichst große Anzahl von Filmen in ihren Aufsätzen vorzustellen, bei deren Interpretation dann aber häufig an der Oberfläche zu bleiben.

Augenfällig wird diese Schwäche etwa in Thomas vom Scheidts Untersuchung zum Thema „Liebe im Film“. Wenn der Film „Besser geht's nicht“ in sieben Zeilen diskutiert wird und als einzige Aussage die überzeugende schauspielerische Leistung Jack Nicholson's bleibt, mag sich der Leser fragen, ob man nicht besser weniger Filmbeispiele hätte wählen, diese dann aber etwas ergiebiger diskutieren sollen. Auch an einem anderen Punkt scheint vom Scheidt die Chancen zu verschenken, die die Auseinandersetzung über Film und Theologie bieten. So stehen seine Ausführungen unter der Prämisse, dass „die Liebesfilme Hollywoods die gegenwärtigen Vorstellungen von romantischer Liebe auf die Kinoleinwand bringen“ (S. 43). Ob gerade die erfolgreichen Hollywoodproduktionen, die Millionen von Zuschauern in ihren Bann ziehen können, nicht auch die Wirkmacht haben, unsere Vorstellungen von Liebe (oder auch von Religion) zu prägen, gerät allzu selten in den Blick der Autoren. Dies mag der Intention der Herausgeber geschuldet sein, ein Handbuch vorzulegen, scheint aber umso verwunderlicher, als kirchliche Filmarbeit ursprünglich aus der Einsicht der Wirkmacht des Mediums Film heraus betrieben wurde. Von Anfang an waren es vornehmlich die Kirchen, die den Einfluss von Filmen auf den einzelnen Betrachter und die Gesellschaft insgesamt diskutierten und nicht selten vor ihm warnten.

Zu den wohl am häufigsten genannten Filmen des Sammelbandes zählt die nun bereits zur Trilogie gewachsene Produktion „Matrix“. In

seinem Aufsatz über Science-Fiction Filme zeigt Matthias Fritsch die zahlreichen religiösen Motive in „Matrix“ auf und kommt zu dem überzeugenden Schluss, dass neben einer vordergründigen Idee der Säkularisierung in Science-Fiction Filmen immer häufiger religiöse Thematiken an Raum gewinnen: Zeigen etwa die „Star Trek“-Produktionen, dass Religion in der von den Filmen entworfenen Zukunft ein zu überwindender bzw. bereits überwundener gesellschaftlicher Faktor ist, so sehen Filme wie „Matrix“ auch in der Zukunft durchaus noch Raum für metaphysische Weltentwürfe. Dabei steht „Matrix“ „geradezu paradigmatisch für eine Vielzahl (nicht aller) Science-Fiction Filme“ (S. 64). Vielleicht hätte hier noch eine historische Untersuchungsebene Aufklärung darüber gebracht, ob dies speziell eine Tendenz der letzten Jahrzehnte ist, oder ob seit jeher Science-Fiction Filme, die eine Zukunft ohne Religion entwerfen, neben anderen Filmen stehen, die auch in der Zukunft für die Religion einen Platz in den Gedankenwelten der Menschen sehen.

Dass das Korsett, das die Herausgeber den Autoren mit der Systematisierung auferlegten, durchaus hemmend wirken kann, zeigt Thomas Bohrmanns Aufsatz über Priesterfiguren, welcher den Abschluss des Kapitels *Figuren* bildet. So wird hier der Mysterythriller „Stigmata“ herangezogen, um die Figur des Geistlichen Andrew Kiernan zu diskutieren. Wiederum scheint der Autor dabei eine Chance zu verschenken, konzentriert er sich doch ausschließlich auf die erzählerische Ebene und die eher stereotype Figur des Protagonisten (Kiernan als der junge, gut aussehende Priester und zweifelnde Rebell, der inmitten der streng hierarchisch angeordneten und selbstgefälligen Geistlichkeit des Vatikans für die

Wahrhaftigkeit und Menschlichkeit des Christentums kämpft). Die augenfälligen und untersuchungswürdigen Aspekte von „Stigmata“, etwa die innovative visuelle Verbindung von popkulturellen Ikonen und einer zutiefst christlich mystischen Bildwelt, bleiben unerwähnt. Gerade hier hätte man diskutieren können, wie sich das Medium Film als Ausdruck der modernen Kultur religiöser Elemente bedient und diese mit den Bildern des Zeitgeistes zu verbinden sucht, um eine eigene Idee von Religion zu entwerfen.

Eine instruktive Untersuchung findet sich in Roberto Daniels Analyse dreier Filme von Steven Spielberg, die den Anfang des Kapitels *Regisseure* bildet. Daniel kann zeigen, dass das Thema einer auf Erlösung zielen den Erinnerung des Grauens im neuesten Œuvre Spielbergs einen prominenten Platz einnimmt und im Setting des Friedhofs seinen augenfälligsten Niederschlag findet. Ob es eine Eigenheit Spielbergs ist, Geschichten zu erzählen, „in denen menschliche Grunderfahrungen, wie etwa Leid, Tod und Sehnsucht nach Liebe und Glück narrativ verarbeitet werden“ (S. 196), mag dahingestellt sein. Auch die Feststellung, dass Spielbergs anrührendes Holocaustdrama „Schindlers Liste“ die Theodizeefrage aufwirft, kann sicher für einen Großteil aller Filme gelten, die sich mit der Thematik Gewalt im Allgemeinen und Holocaust im Besonderen auseinandersetzen.

So bleibt am Ende der Eindruck, dass der vorliegende Band einige Möglichkeiten zu einer instruktiven Analyse des ambivalenten Verhältnisses von Theologie und Religion nicht nutzt. Nichtsdestoweniger kann er vor allem durch seine breite Quellenbasis beeindrucken; die Filmografie im Anhang umfasst 27 Seiten. Wer grundlegende Informationen

zum thematischen Umgang mit Religion in bestimmten Filmen sucht, um anschließend eigene Studien vorzunehmen, dem wird das Handbuch sicher erste Auskünfte geben können.

Benjamin Städter, Gießen

Thomas Langkau: Filmstar Jesus Christus. Die neuesten Jesus-Filme als Herausforderung für Theologie und Religionspädagogik. Münster: Lit Verlag 2007 (=Literatur – Medien – Religion, Band 19), 240 Seiten, 17,90 Euro.

Mit dem Genre des Jesusfilms haben sich schon zahlreiche Publikationen beschäftigt. Der Religionspädagoge Thomas Langkau, der als Gemeindeferent in der Erzdiözese Freiburg arbeitet, nennt u. a. die Arbeiten von Reinhold Zwick und Georg Langenhorst als wichtige Inspirationen. Langenhorst ist auch Herausgeber der Reihe „Literatur – Medien – Religion“, in der die vorliegende Untersuchung erschienen ist. Der Autor selbst sieht sie als Dokument seiner „persönlichen Auseinandersetzung mit Jesus Christus“, sogar als „eine Art persönliches Glaubenszeugnis“ (S. 204).

Die Faszination, die die Beschäftigung mit den vielfältigen Jesusgestalten im Film bei ihm ausgelöst hat, ist durchweg spürbar. Für den Leser wird jedoch vor allem von Interesse sein, welchen innovativen Beitrag der Autor zur Auseinandersetzung um das Genre des Jesusfilms bietet. Wie schon der Untertitel andeutet, schränkt der Autor den Untersuchungszeitraum auf die neueren Jesusfilme, konkret: auf die seit 1990 erschienenen Filme, ein. Damit bewegt er sich auf einem Gebiet, das zum großen Teil noch wenig, in vielen Bereichen noch gar nicht bearbeitet ist.

In den gewählten Untersuchungszeitraum fallen bekannte Beispiele wie Hugo Niebelings Verfilmung der Bachschen Johannes-Passion, „Es wäre gut, dass ein Mensch würde umbracht für das Volk“, der Jesus-Film aus der Reihe der Kirch-Bibelfilme fürs Fernsehen, oder Mel Gibsons „Die Passion Christi“. Daneben gibt es aber eine Reihe von Jesusfilmen, die selbst Spezialisten noch neu sein dürften, weil sie bisher noch nicht in anderen Publikationen behandelt wurden. Das Anliegen, eine Art kommentiertes Nachschlagewerk über neuere Jesusfilme zu bieten und damit über die Lebendigkeit und Vielfalt des Genres zu informieren, kann damit gut umgesetzt werden. Dem Autor kommt es aber nicht nur darauf an, die Filme mit Blick auf ihren theologischen Gehalt kritisch zu würdigen, es soll auch die religionspädagogische Verwertbarkeit berücksichtigt werden.

Zur Einführung gibt der Autor einen Überblick über die Entwicklung des Jesusfilms seit 1990. Als neue Facetten sieht er Jesus-Krimis (z. B. „Passion“ in der ARD-Tatort-Reihe) oder Jesus-Horrorfilme (z. B. „Stigmata“). Vor dem eigentlichen Hauptteil der Untersuchung erläutert der Autor seine Kriterien der Beurteilung, die sich zum größten Teil auf die Habilitation von Reinhold Zwick (Evangelienrezeption im Jesusfilm, Würzburg 1997) stützen und teilweise weiterführende theologische Anfragen einbeziehen.

Das erste Kriterium bezieht sich auf die Art und Weise der Darstellung Jesu, die Auswahl der Eigenschaften und Ausstrahlung der Figur allgemein wie die Frage, ob die göttliche oder die menschliche Seite mehr betont wird. Das zweite Kriterium der Beurteilung ist die Frage nach den biblischen Quellen, ob ein oder mehrere Evangelien oder auch

apokryphe Quellen hinzugezogen und durch Erfindungen ergänzt werden. Das dritte Kriterium richtet sich auf die spirituelle Dimension, inwieweit ein Film eine bloße Bebilderung ist oder eine spirituelle Erfahrungsdimension anstrebt. Das letzte Kriterium beinhaltet die Beurteilung der formal-künstlerischen Aspekte und die Frage, wo ein Film zwischen Kunst und Kitsch angesiedelt ist. Als besonderes darstellungsbezogenes Kriterium benennt Langkau die Frage nach der Darstellung der Gewalt, eine Perspektive, die sich durch die Auseinandersetzung um Mel Gibsons „Die Passion Christi“ aufgedrängt hat.

Der Hauptteil des Buches besteht aus Analysen herausragender Einzel Filme bis hin zu Serien-Produktionen des „Visual Bible“-Projekts, Filmen mit Maria als Hauptfigur und Jesusfilmen für Kinder. Die Herangehensweise ist dabei nicht konsequent an den zuvor aufgestellten Beurteilungskriterien orientiert, sondern schwankt zwischen einem stringenteren wissenschaftlich-systematischen Zugriff und bisweilen eher oberflächlichen Zusammenfassungen des Inhalts und einiger Meinungsäußerungen zum Film. Einige Filme wie „Die Bibel – Jesus“, „Die Passion Christi“ oder „Der Mann der 1000 Wunder“ werden sehr detailliert im Hinblick auf die Korrelation zwischen Filmsequenzen und biblischen Textpassagen untersucht, eine Methode, die sich auf Zwicks Habilitationsschrift stützt. Dagegen bleibt für einen Film wie „The life of Jesus the revolutionary“ nur eine allzu oberflächliche Zusammenfassung von zwei Seiten, obwohl dieses Beispiel als Versuch einer „wortwörtlichen“ Umsetzung der Bibel sicher mehr Stoff für eine grundlegende Auseinandersetzung über diesen Ansatz geboten hätte.

Auch bei einer sehr ausführlichen Analyse wie im Falle des Films „Die Passion Christi“ bleiben offene Fragen. Der Autor kann sich hier auf eine ganze Reihe von bereits publizierten Beiträgen stützen, die er wiedergibt und in seine Argumentation einbaut. Dabei hätte man sich gelegentlich eine kritischere und gründlichere Aufarbeitung gewünscht. So bleibt beispielsweise Mel Gibsons Aussage, er habe nach dem Film ein erfüllteres Leben gefunden, ebenso kommentarlos stehen wie wenige Seiten später die Zurückweisung des Antisemitismus-Vorwurfs durch Gibson selbst. Weder gibt es in diesem Zusammenhang einen Hinweis auf die allgemein bekannte antisemitische Haltung seines Vaters, von der sich der Regisseur nie glaubwürdig distanziert hat, noch wird Gibsons Zugehörigkeit zu einer Gemeinde, die die Reformen des II. Vatikanums strikt ablehnt, thematisiert.

Auch wäre in diesem Kontext der Hinweis nicht unwichtig, dass Gibson 2006 Schlagzeilen gemacht hat, als er wegen Trunkenheit am Steuer aufgegriffen wurde und den jüdischen Polizeibeamten wüst beschimpfte mit dem Vorwurf, die Juden seien für alle Kriege in der Welt verantwortlich. Gibson entschuldigte sich für sein Verhalten bei den Juden, aber seine Glaubwürdigkeit war durch den Vorfall arg beschädigt. Die Diskrepanz zwischen öffentlichen Bekundungen und einem dazu in Widerspruch stehenden Handeln, die bei Gibson immer wieder erkennbar ist, zeigt, dass eine kritische Distanz angebracht gewesen wäre.

Mitunter ist die Darstellung in manchen Details auch irritierend. Da wird beispielsweise auf mehreren Seiten die Debatte um die Beurteilung der Gewaltextesse in „Die Passion Christi“ angemessen referiert. Es kommen verschiedene angesehe-

ne Theologen zu Wort, die sich eher kritisch äußern, dann aber hat das letzte Wort der Vorstand der Verleihfirma, der mit der werbewirksamen Aussage zitiert wird, er sei begeistert und bewegt gewesen. Die Gewichtung der Quellen ist auch an anderen Stellen nicht immer nachvollziehbar. So werden zur abschließenden Beurteilung des Films „Die Passion Christi“ ein paar Einzelmeinungen von Bischöfen zitiert, aber das kirchenpolitisch relevante Faktum, dass es erstmalig eine gemeinsame Stellungnahme der Deutschen Bischofskonferenz, der Evangelische Kirche Deutschlands und des Zentralrates der Juden gab, wird nicht ausdrücklich gewürdigt. Auffällig ist auch, dass der Autor sehr häufig Quellen wie Fernsehzeitschriften oder Regional- und Kirchenzeitungen zitiert. Der Einschub von Gedichten an einigen Stellen, passt auch nicht so recht zum Charakter einer Arbeit, die wissenschaftliche Maßstäbe anlegen will.

Was den Anspruch, Anregungen für die Religionspädagogik geben zu wollen, betrifft, wird man feststellen müssen, dass dieser nicht durchgängig eingelöst wird. Einerseits existiert ein ausgearbeiteter Entwurf für eine Unterrichtsreihe, die der Autor selbst durchgeführt hat und andererseits gibt es allenfalls knappe Vorschläge für die Jugendarbeit oder Erwachsenenbildung. Es bleibt der Eindruck des Zufälligen, weil ein systematischer Zugriff fehlt.

Ein Problem, das in diesem Zusammenhang von Bedeutung ist, hat der Autor nicht reflektiert: Die in Deutschland angebotenen Filme sind in mehreren Fällen (z. B. bei „Die Passion Christi“) nicht in einer mit den Rechten für die nichtgewerbliche öffentliche Aufführung ausgestatteten Fassung erhältlich, sodass die Vorführung in Schule und Bildungs-

arbeit nicht möglich ist. Der Autor empfiehlt den Erwerb über Internet-Anbieter wie Amazon oder Mitschnitte von Fernsehausstrahlungen. Auf diese Weise besteht zwar die Möglichkeit sich eine Videothek für den Privatgebrauch zusammenzustellen, aber diese Quellen sind rechtlich nicht abgesichert in Schule und Bildungsarbeit einsetzbar.

Das Buch bietet keine grundlegend neuen Aspekte der Beurteilung des Genres der Jesusfilme, sondern es bekommt seinen Wert in erster Linie durch die Entdeckungen von bisher wenig bekannten und bearbeiteten Filmen, sodass auch der Genrekenner noch Neues finden kann. Schwächen liegen darin, dass die Darstellung an manchen Stellen die notwendige Systematik und Gründlichkeit vermissen lässt und auch die gesetzten Ansprüche im Hinblick auf die praktische Umsetzbarkeit nicht immer zufriedenstellend eingelöst werden.

Peter Hasenberg, Bonn

Julia Wippersberg: *Prominenz. Entstehung, Erklärungen, Erwartungen*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2007 (=Forschungsfeld Kommunikation, Band 25), 313 Seiten, 29,00 Euro.

Karl Kraus erkannte schon 1927, was diese Promotionsarbeit 80 Jahre später als zentralen Befund herausarbeitet, nämlich dass Prominente durch „Willkür der journalistischen Selbstherrscher“ entstanden. Der Wiener Pressehaser und Journalistenverächter brachte als erster den Prominenzbegriff ins öffentliche Gespräch, das „Ekelwort“, nachdem er festgestellt hatte, dass nicht nur „Filmfritzen ... Fußballer ... Parlamentarier ... Damenfriseure“, sondern auch Prostituierte prominent

sein können. Die Wiener Dissertantin „entrümpelt“ das Konzept von Werturteilen und viel Mythologie und konzentriert das komplexe Phänomen Prominenz umsichtig, aber auch entschieden auf die Kurzformel P-P-P: Prominente(r) - Presse - Publikum. Was eine Dissertation leisten kann, wird in dieser Studie exemplarisch realisiert: die weitere Klärung eines wissenschaftlich bislang erst partiell oder ungenügend erhellten Problems.

Es gibt allerdings wissenschaftlich gut und schlecht definierte Probleme, und dasjenige der Prominenz bzw. des „Prominenzierens“ gehört in der Kommunikationswissenschaft, wie die Autorin vielfältig demonstriert, eindeutig zu den letzteren. Umso verdienstvoller, dass sie sich daran gewagt hat und es überhaupt umfassender theoriefähig macht, indem sie dafür eine adäquate Begrifflichkeit und auch die erwähnte, zugegebenermaßen einfache, Modellierung entwickelt. Julia Wippersberg konzipiert Prominenz ja als dreigliedriges Interaktionssystem, das von den Elementen bzw. in den Phasen: prominenzierbare Persönlichkeit, Auslöser, Inszenierung, massenmediale Vermittlung, Annahme durch das Publikum, Bestätigung des Prominentenstatus verwirklicht wird. Zentral ist, so die Argumentation, dass Prominenz zugeschrieben werden muss und in Form öffentlicher Aufmerksamkeit zugestanden wird. Charakteristisch ist für sie auch ihre spiralförmige Expansion, generiert doch das System Prominenz nicht nur unablässig Varianten, das Starsystem ebenso wie die kurzlebige Big-Brother-Container-Notorietät, und Sekundärsysteme wie Fanclubs oder Merchandising-Organisationen. Nicht zuletzt mit der Fülle von – auch erheiternden – Beispielen nimmt die Studie für sich ein.

Weil die Kommunikationswissen-

schaft sich lange auf die Analyse von Medieninformationen auf Kosten derjenigen von Medienunterhaltung konzentriert hat und das Phänomen der Prominenzierung eher als unterhaltungskulturelles gesehen wird, muss die Dissertantin den einschlägigen wissenschaftlichen Diskurs zuerst überhaupt auf den Begriff bringen. In dieser Hinsicht verfolgt sie eine pragmatische Strategie, eben der „Entwürfelung“, und listet zu diesem Zweck Definitionen von Prominenz aus den allerverschiedensten Quellen auf, mit dem Ziel, zu einer „brauchbaren“ zu kommen. Ihre entsprechende analytische Definition lautet, unter „Prominenz“ sei die wertneutrale Bekanntheit einer Person zu verstehen, die sich durch die Formel P-P-P erklären lässt. Eine solidere begriffstheoretische Verankerung in der Definitionslehre hätte die entsprechenden Darlegungen in Kapitel 1 wohl stringenter gemacht.

Ähnliche wissenschaftstheoretische Vorbehalte lassen sich bezüglich der Typenbildung der Autorin anbringen. Ihr pragmatisch und wenig theoriegestützt entwickeltes Phasenmodell von Prominenzierung fundiert auch keine Auslöser-, Inszenierungs- oder Publikumstypologien. Diese muten entsprechend zufällig an. Das von ihr kritisch gewürdigte Prominenzierungsmodell von Birgit Peters überzeugt z. B., da gesellschaftstheoretisch besser verankert, durch größere Stringenz.

Umso aufschlussreicher sind die sozialgeschichtlichen und kultursoziologischen Perspektiven, die die Autorin dank bemerkenswerter Belesenheit und Vorurteilslosigkeit eröffnet. Sie verhelfen ihrer primär phänomenologischen Deutung von Prominenz zu weiterer Vertiefung. Eine eng sozialwissenschaftlich argumentierende Kommunikationswissenschaft bezahlt dies ja mit historischer

Kurzsichtigkeit und hält für neu, was in Wahrheit, wie die Verfasserin darlegt, die mediengesellschaftliche Variante der uralten Ruhmesgeschichte ist. Dass aber die Studie, gewisser Redundanzen ungeachtet, trotzdem nicht ausufert, verdankt sie maßgeblich der generellen Orientierung an Georg Francks souveränem Theorieentwurf einer Ökonomie der Aufmerksamkeit. Damit lässt sich das überaus komplexe Geschehen um Prominenz und Prominenzierung immer wieder auf deren zentrales Objekt beziehen und bündeln.

Weil als Ganzes vielseitig sowie umsichtig angelegt und realisiert, präsentiert diese Dissertation denn auch eine kompetente Zusammenschau eines anspruchsvollen Sachverhalts, den die Kommunikationswissenschaft bis anhin zu wenig systematisch bearbeitet hat und daher auch seinen theoretischen Stellenwert und seine gesellschaftliche Tragweite nicht beurteilen kann. Dass sie für beides weiterführende Hinweise vermittelt, ist ein Hauptverdienst der Studie. Indem sie Bezüge zu einer Vielzahl von wichtigen kommunikationswissenschaftlichen Theorien, z. B. Nachrichtenwert- und Öffentlichkeitstheorie, aber auch relevante psychologische Ansätze zumindest anspricht, macht die Verfasserin deutlich, welches Erkenntnispotenzial erschlossen werden kann, wenn der reflexive mediengesellschaftliche Mechanismus der Prominenzierung weiter erforscht wird. Ob dies auf den Linien des Wipppersberg-Modells, wie die Autorin hofft, oder eines anderen geschieht, steht dabei nicht im Vordergrund. Hingegen verdienen die bei dieser Analyse des Phänomens Prominenz aufgedeckten vielfältigen theoretischen Bezüge und gesellschaftlichen Publikationen weitere wissenschaftliche Bearbeitung.

Ulrich Saxer, Zürich

Karl Josef Rivinius: Im Dienst der Mission und der Wissenschaft. Zur Entstehungsgeschichte der Zeitschrift *Anthropos*. Herausgegeben vom Anthropos-Institut e.V. Fribourg: Academic Press 2005 (= Studia Instituti Anthropos, Band 51), 352 Seiten, 50,00 Euro.

Karl Josef Rivinius, emeritierter Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte mit Einschluss der Missionsgeschichte, zeichnet mit diesem Buch die Genese der Zeitschrift „*Anthropos*“ nach, die 1906 von Pater Wilhelm Schmidt, Mitglied der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes“ (SVD), ins Leben gerufen wurde. Darüber hinaus beschreibt der Verfasser die kirchenpolitischen und historischen Gegebenheiten, die zur Gründung dieser internationalen Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde geführt haben.

Die acht Kapitel dieses Buches lassen sich in zwei große Einheiten aufteilen. Während die Kapitel 1 bis 4 den historischen und politischen Kontext der Kolonialisierung sowie die damit entstehende Christianisierung und Missionsgeschichte behandeln, widmen sich Kapitel 5 bis 8 der Entstehungsgeschichte der Zeitschrift „*Anthropos*“ – von der anfänglichen Idee Wilhelm Schmidts über diverse Schwierigkeiten bei der Umsetzung bis hin zu der ersten Ausgabe und der darauf folgenden Resonanz.

Der Autor beschreibt zu Beginn seiner Studie den Prozess der europäischen Expansion in der frühen Neuzeit sowie das enge Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Die Missionare, staatlicherseits unterstützt, gerieten dadurch in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Staat und in einen Interessenkonflikt zwischen den Zielen der Kolonialherrschaft und denen der missionarischen Bemühun-

gen. Die kolonialen Aktivitäten im 19. Jahrhundert stehen im Mittelpunkt der weiteren Ausführungen. Dabei skizziert Rivinius den Wandel vom anfänglichen Forschungsehrgeiz hin zu kommerziellen, militärischen und machtpolitischen Interessen. Rivinius sieht in der Folge des Wettkampfes um afrikanische Kolonialterritorien „langfristig [als] eine Traumatisierung und Stigmatisierung“ (S. 44) der Afrikaner.

Den Anfängen des Missionswesens, den vor allem von Laien gegründeten Missionsvereinen und um die Jahrhundertwende den mehr und mehr im Vordergrund stehenden missionierenden Orden gilt Rivinius' weiteres Interesse. 1875 konstituierte Arnold Janssen, Gründer der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes“, die erste deutsche katholische Missionsgesellschaft: das Steyler Missionswerk, das näher vorgestellt wird.

Um die praktischen Bedingungen der Mission sowie der Verbindungslinie zwischen Wissenschaft und Mission geht es im zweiten Teil der Studie. Für die Wissenschaft waren die Missionare die geeignetsten Informanten, da sie mit den verschiedenen Völkern zusammenlebten und ihre Sitten und Bräuche kannten. Da sie Pionierarbeit leisteten und kaum auf Vorwissen aufbauen konnten, ergaben sich in der Missionsarbeit auch einige Defizite, die Eberhard Limbrock, Apostolischer Präfekt in Neuguinea, 1898 in einem Memorandum ansprach, in dem er die Herausgabe einer Zeitschrift befürwortete, in der Erfahrungen und konkrete Hilfestellungen für die Missionsarbeit festgehalten werden sollten.

Wilhelm Schmidt griff diese Idee auf und verfolgte sie mit großem Engagement. Alle weiteren Ausführungen über die Genese der Zeitschrift „*Anthropos*“ sind Spiegel dieses persönlichen Arbeitseifers.

Schmidt warb auch außerhalb der SVD intensiv für sein Projekt und stellte es u. a. 1904 auf dem Katholikentag in Regensburg einem breiteren Publikum vor. 1905 verfasste er eine Werbebroschüre, die er weltweit an alle Missionsbischöfe verschickte. Ebenso wie diese Broschüre findet sich der Fragenkatalog, den die Missionare als Hilfestellung für ihre Beobachtungen zugeschiedt bekamen, im Anhang des Buches.

Der Prozess der Namensfindung, die Suche nach einer geeigneten Druckerei sowie die qualitative Überarbeitung des Konzepts der Zeitschrift „Anthropos“ - angespornt durch den „Congrès international d'expansion économique mondiale“ - fanden ihren Abschluss mit dem Erscheinen des ersten Heftes Mitte Februar 1906. Schmidts Idee von einer Zeitschrift für Völkerkunde und Sprachwissenschaft, in der vor allem katholische Missionare die Möglichkeit bekamen, ihre ethnographischen und linguistischen Materialien zu publizieren, wurde mit viel positiver Resonanz belohnt.

Die Schwierigkeiten waren damit jedoch nicht überwunden. Es kam zu Meinungsverschiedenheiten mit Generalsuperior Janssen, der bislang das Projekt unterstützt hatte. Schmidt konnte aufgrund des wachsenden Arbeitsaufwandes für „Anthropos“ seine pastoralen Aufgaben kaum noch wahrnehmen und litt unter gesundheitlichen Problemen. Zudem kam es zu Differenzen mit der Druckerei, die einen Wechsel erforderlich machten. Die Ausführungen über die Neuregelung des Verhältnisses der Zeitschrift zur SVD sind sehr ausführlich beschrieben, für den Leser teilweise etwas zu detailliert. Aufgrund der Materialflut kam es zusätzlich zur Herausgabe zweier Schriftenreihen. Ab 1909 publizierte die Ethnologische Bibliothek 17

Nummern, ab 1914 die Linguistische Bibliothek 14 Nummern. 1950 wurden beide von der Buchserie „Studia Instituti Anthropos“ abgelöst, in deren Rahmen auch die vorliegende Studie erschienen ist.

Das Fazit dieser Studie ermöglicht noch einmal einen guten Überblick über das grundsätzliche Ansinnen der Zeitschrift „Anthropos“. Das Blatt, das in über 60 Ländern bezogen wird, sieht sich auch heute noch der Mission und der Wissenschaft verpflichtet, beschäftigt sich hauptsächlich mit den verschiedenen Religionen und Kulturen und enthält Artikel zur Sprachwissenschaft, Sozial- und Wirtschaftsethnologie.

Nicole Stroth, Eichstätt

Urs Dahinden: Framing. Eine integrative Theorie der Massenkommunikation. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2006 (=Forschungsfeld Kommunikation, Band 22), 346 Seiten, 34,00 Euro.

Urs Dahinden, Privatdozent am Züricher Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung, will nicht weniger als eine „integrative Theorie der Massenkommunikation“ begründen, wie er im Untertitel seiner nun als Buch erschienenen Habilitationsschrift ankündigt. Und in der Tat konnte man in den letzten Jahren beobachten, dass in allen möglichen Zusammenhängen von „Frames“ die Rede war, ohne dass dies bislang systematisch verknüpft und grundiert worden wäre. Bertram Scheufele hat mit seiner Dissertation 2003 einen ersten Schritt in diese Richtung gemacht. „Framing“ berührt eine zentrale Funktion von öffentlicher Kommunikation: die Orientierung. In öffentlicher Kommunikation entstehen und vergehen Deutungsmuster - aber wie genau?

Dahinden will sein Ziel in drei Schritten erreichen: Zunächst spürt er den Wurzeln des Framebegriffs in verschiedenen Wissenschaften nach. Dann sichtet er die empirische Forschung zum „Framing“ in der Kommunikationswissenschaft. Schließlich destilliert er daraus einen eigenen Framebegriff und eine Methode zur Ermittlung von „Frames“ und zum Nachweis von „Framing“, die er in einer Fallstudie erprobt.

Im ersten Schritt wird deutlich, welche Tradition und Spannweite der Framebegriff hat – weit über die Sozialwissenschaft hinaus. Sicher, man könnte das Netz noch weiter ziehen, und vor allem auch die Begriffe und Autoren einfangen, die nicht die Bezeichnung „Frame“ verwenden, sondern gleich mit „Deutungsmuster“ oder „Argumentationsmuster“ arbeiten, wie etwa Stephen Toulmin; aber auch so ist es sehr verdienstvoll, z. B. Erving Goffmann gebührend zu würdigen, für den ein „Frame“ schlicht und ergreifend die Antwort auf die Frage ist: „Was geht hier vor?“

Deutlich wird zudem, dass „Frames“ begriffshistorisch nicht auf die Mikroebene beschränkt wurden, sondern ebenso Organisationen „Frames“ ausbilden und auch Gesellschaften, Nationen, Ethnien ihre Deutungsmuster haben, mit denen sie die Welt „sehen“. Die Bestandsaufnahme der Begriffsverwendung in der Kommunikationswissenschaft fällt ebenfalls breit aus, wobei hier die Selektionskriterien unklar bleiben: Es werden nicht nur die Autoren einbezogen, die ihren Ansatz explizit mit „Framing“ etikettieren. Warum Dahinden dann aber den dynamisch-transaktionalen Ansatz weiträumig umfährt, wäre zumindest einer Fußnote wert gewesen, denn der ist für sein Vorhaben theoretisch, begrifflich und methodisch von zentraler Bedeu-

tung.

Im zweiten Schritt liefert er eine Bestandsaufnahme der empirischen Framingstudien in der Kommunikationswissenschaft vor allem im Hinblick auf den jeweiligen Framebegriff und die methodologische Grundrichtung. Dies könnte eine solide Inhaltsanalyse der Fachliteratur sein, wenn Dahinden klarer gemacht hätte, mit welchen Aufgreifkriterien er die Studien ausgewählt hat und wie er die Auswahl kontrolliert hat (explizite Verwendung des Framebegriffs in der Studie? Verschlagwortung mit „Frame“ in den von ihm benannten Datenbanken?); mit welchem Codebuch oder zumindest mit welchem Fragenkatalog er die Studien analysiert hat (Framedefinition, Frametypen, Framefunktionen, Framestruktur, Frameentwicklung, Methode usw.); in welchem Bezug diese Variablen zu den Dimensionen des Framebegriffs stehen.

Der von ihm als ein Instrument der Analyse genutzte Katalog von „Basisframes“ (z. B. „Moral“ oder „Wirtschaftlichkeit“, nicht aber „Politik“ oder „Geschichte“ oder „Technik“) überzeugt nicht. Weder ist klar, wie er entstanden ist, noch leuchtet er im Hinblick auf Vollständigkeit oder Trennschärfe unmittelbar ein. Unklar bleibt auch, ob die von Robert M. Entman vorgeschlagene interne Struktur von Frames (Problemdefinition, Ursachenbestimmung, Bewertung, Handlungsempfehlung) Teil seines Untersuchungsinstruments ist.

Aber auch so wird deutlich, welcher „terminologische Wildwuchs“ (S.199) in der empirischen Forschung herrscht, dass sich bislang weder eine klare Architektur des Ansatzes abzeichnet noch Standards in der Vorgehensweise erkennbar sind – und Framing deshalb z. B. bislang dem Vergleich zur Agenda-Setting-Forschung nicht standhalten

kann. Ebenfalls wird deutlich, welche Phasen des Kommunikationsprozesses mit dem Frame-Ansatz untersucht sind und welche sich bislang resistent gezeigt haben.

Im Ergebnis münden diese Schritte in einen eigenen Framebegriff: „Frame“ wird als ein Deutungsmuster (als Oberbegriff?) gesehen; sie seien „in allen Phasen des massenmedialen Kommunikationsprozesses“ nachweisbar und erfüllten eine Strukturierungs- und Selektionsfunktion. Sie seien „themenunabhängig“ und wiesen eine einheitliche viergliedrige Struktur aus Problemdefinition, Ursachenbestimmung, Bewertung, Handlungsempfehlung auf (im Anschluss an Entman). Dahinden setzt dies gegen verwandte Begriffe ab, wobei im Hinblick auf „Kognitives Schema“ nicht nur terminologische Abgrenzungsprobleme offenbar werden. Auch das zentrale Moment der Schemaforschung wird von ihm nicht aufgegriffen: Denn den Schemata wird in der kognitionspsychologischen Literatur in erster Linie eine Inferenzfunktion zugewiesen; dieses „gap filling“ durch Schemata ist in der Werbethorie und in der Filmtheorie folgenreich rezipiert worden und hätte auch ein Plätzchen in einer integrativen Theorie verdient.

Im dritten Schritt demonstriert er, wie man auf dieser Basis empirisch „Frames“ und „Framing“ untersuchen kann. Ihm steht dafür ein umfassender Datensatz mit Medieninhaltsanalyse- und Befragungsdaten zur Gentechnologie zur Verfügung, der in internationaler Kooperation entstanden ist. Er kann zeigen, wie aus den verschiedenen Datensätzen durch Faktoren- und Clusteranalysen Strukturen aufgedeckt und miteinander verglichen werden können. Problematisch ist dabei, dass er eine Sekundäranalyse durchführt und deshalb einige Dimensionen nicht ab-

decken kann; so muss er sich z. B. bei der internen Struktur von Frames auf die Bewertung beschränken und kann die anderen Elemente von Entman nur im Ansatz untersuchen.

Sein induktiv gewonnenes Angebot von „Frames“ sind neun Perspektiven, hier auf Gentechnik bezogen: z. B. „Wissenschaft“ oder „Moral“ oder „Politik national“ (S. 253). Das deckt sich nicht ganz mit dem herkömmlichen Begriff des „Frames“ oder Deutungsmusters, demzufolge nicht nur ein „slot“, sondern auch ein bestimmter „value“ den „Frame“ ausmachen, also z. B. die kategorial begründete Ablehnung oder die Notwendigkeit von Regulierung. Dahinden macht damit deutlich, dass die Architektur von „Frames“ ein offenes Problem ist: Das Spektrum reicht von abstrakten letztlich durch einzelne Wissenschaftsdisziplinen bestimmten Perspektiven (wie Ethik) über generelle Bewertungsalternativen bis zu problemspezifischen Deutungen. Hilfreich ist seine Systematisierung dieser Möglichkeit in Form einer Matrix, sodass der Framebegriff alternativ als Zeile, Spalte oder Zelle gesehen werden kann.

Insgesamt also ein sehr ambitioniertes Unterfangen, und am Ende kann ein so großes Glas nur halb gefüllt sein. Dafür gebührt dem Autor Dank und Anerkennung. Aber ist es nun halb voll oder halb leer? Im Vergleich zu dem, was wir vorher wussten, ist es halb voll, aber zugleich wird deutlich, dass wir noch einen weiten Weg vor uns haben, bis wir einen theoretisch fundierten und empirisch handhabbaren Framebegriff zur Verfügung haben. Aber ob selbst dann der Kommunikationswissenschaft gleich ein „neues Paradigma“ erwächst (S. 319), eine „integrative Theorie der Massenkommunikation“?

Gerhard Vowe, Düsseldorf

Grit Kienzlen/Jan Lublinski/Volker Stollorz (Hg.): Fakt, Fiktion, Fälschung. Trends im Wissenschaftsjournalismus. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2007, 244 Seiten, 29,00 Euro.

Wenn Jan Lublinski über die Qualität im Wissenschaftsjournalismus schreibt, dann führt er das Bonmot des Kommunikationswissenschaftlers Stefan Ruß-Mohl an: Der Versuch, journalistische Qualität zu definieren, gleiche dem Bemühen, einen Pudding an die Wand zu nageln. Die Zutatenliste des Sammelbandes der drei Herausgeber, der Journalisten Lublinski, Kienzlen und Stollorz, besteht aus 49 Aufsätzen, Interviews, Erlebnisberichten und Studienpräsentationen, Theorieentwürfen und essayistischen Mahnrufen. Es schreiben tätige und ehemalige, feste und freie Print-, TV-, Radio- und Online-Journalisten, Kommunikations- und Naturwissenschaftler, PR-Profis, Historiker, Thriller-Autoren sowie der frühere Ombudsman der DFG.

In dem Pudding stecken viele Zutaten, aber er enthält weder zu viel bitteren Ka- kao noch zu viel süßen Zucker. Die berechtigten Warnungen und Unkenrufe zu Gefahren im Wissenschaftsjournalismus haben die Köche gut mit positiven Meldungen und spannenden Fallstudien abgeschmeckt. Die Mischung ist kein neues Rezept, aber sie fügt sich im Ganzen harmonisch zu einem kernigen Geschmack.

So vielseitig die Autoren und ihre Hintergründe, so vielseitig sind auch ihre Beiträge, inhaltlich und stilistisch. Ein großes Plus erhalten jene Aufsätze, die sich aufeinander beziehen und mit direkten Stellungnahmen verknüpft sind. Beispielsweise diskutieren die Redakteure Christoph Drösser und Günter Haaf den Beitrag des Kommunikationswissenschaftlers

Matthias Kohring, der das Vertrauensverhältnis des Publikums über die Medien zur Wissenschaft als Indikator für Qualität im Wissenschaftsjournalismus sieht. Sie prüfen seine Thesen auf ihre Praxistauglichkeit und setzen sich kritisch mit der Aufgabe des Wissenschaftsjournalisten als Anwalt der Leser auseinander.

Im Kapitel über Faktenprüfung durch Dokumentationsjournalisten erlebt Kienzlen im Selbstversuch die Schwierigkeiten des „Dokkers“, indem die Autorin den Beitrag von Lublinski zum „Fact-Checking“ überprüft. Bei so viel abwechslungsreicher Lektüre kann der Leser auch über die lustigen Rechtschreibfehler hinwegsehen – da wird das „Fachgebiet“ zum „Fachgebet“ und die „Süddeutsche“ zur „Süddetuschen“.

Die meisten Beiträge des Sammelsturiums an Meinungen und Erfahrungsberichten lassen sich einzeln und in sich geschlossen lesen – und bilden dann aber auch nur einen kleinen Ausschnitt aus ihrem Gebiet, zu dem man sich zur Vertiefung eine ausführlichere Literaturliste wünschen würde. Die Autoren selbst verweisen auf ihre eigenen Bücher wie Kohring auf seinen Theorieentwurf, Winfried Göpfert auf sein Handbuch und Holger Wormer auf seine Praktikerinterviews. Aber wo bleiben die Tagungsberichte zu Wissenschaftsjournalismus-Kolloquien wie 1982 in Hohenheim, 1988 in Klagenfurt oder 1991 in Garching, die in ganz ähnlicher Weise die (damaligen) Diskussionen nachzeichnen? Wo die Hinweise auf empirische Studien wie die von Grabowski 1982, Hömberg 1989 oder Schröter 2000?

Dafür erfahren wir, warum uns Einstein heute als „knuffiger“ Medienstar die Welt erklären könnte, warum wir kaum zehn Namen von Nobelpreisträgern in den Naturwis-

senschaften nennen können und welche Vor- und Nachteile es mit sich bringt, Artikel von Fachleuten gegenlesen zu lassen. Die illustrativen Beispiele klären auf über die Mechanismen und das Zusammenspiel von Wissenschaftlern, Forschungseinrichtungen und Journalisten in Fällen wie Vogelgrippe, BSE, Klonschaf Dolly, Klimawandel. Das liest sich zuweilen wie ein Krimi. Das Abwägen zwischen Panikmache und falschem „In-Sicherheit-Wiegen“ bringt der amerikanische Kommunikationsforscher Peter Sandman in seinen 20 Faktoren für öffentliche Empörung und seinen zehn Regeln für verbesserte Risikokommunikation auf den Punkt. Stollorz dröselte die „wahre Geschichte“ hinter der „Acrylamid-Story“ auf und beschreibt, welche Situationen und Konstellationen bestimmte Prozesse in der Risikokommunikation ins Rollen bringen und welche Warnsysteme sie auslösen – oder eben nicht. Wer gab den Anstoß? Wo lagen die Fehler im Transport der Auskünfte? Wie ließe sich der Informationsfluss verbessern? Wie verhalte ich mich bei Fälschungen in der Forschung?

Ein wenig außer der Reihe mutet das Kapitel „Wissenschaft und Fiktion“ an, in dem es vor allem um Science-Fiction-Romane geht. Aber natürlich liest sich der mit Herzblut geschriebene Beitrag des Bestseller-autors Frank Schätzing genauso spannend wie die Bekenntnisse der Journalisten zu Annahme und Ablehnungen von Vergütungen in der Grauzone „Journalismus und PR“. Für dieses heikle Terrain fordern die Autoren mehr Transparenz und einen Ombudsman in journalistischen Verbänden für Mitglieder, die unmoralische Angebote erhalten haben.

Interessant und für journalistische Einsteiger durchaus lehrreich sind die Beiträge der Wissenschaftler, in

denen sie ihren Umgang mit Medienanfragen begründen, sowie die Darstellung der Studiengänge, die naturwissenschaftliches und journalistisches Wissen kombinieren und damit spitzfindig die ewige Frage an Berufsanfänger beantworten: Sind sie *Wissenschaftsjournalist* oder *Wissenschaftsjournalist*?

Das Buch ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine neue Sammlung von aktuellen Beiträgen, informativ und anregend. Es ist ein weiterer Pudding an der Wand der Bücher über Wissenschaftsjournalismus. Aber er wurde fest gerührt mit haltbaren Zutaten und es ist anzunehmen, dass er längere Zeit an der Wand haften bleibt, bevor ein neuer Pudding seinen Platz einnimmt. Bleibt zu hoffen, dass, bevor das Haltbarkeitsdatum erreicht ist, eine möglichst bunte Mischung von Journalisten, Wissenschaftlern und PR-Profis vom Pudding kostet und diesen Bissen als Anregung zu weiterem Austausch über den Wissenschaftsjournalismus versteht.

Liane Rothenberger, Eichstätt

Heinz-D. Fischer/Erika J. Fischer: Der Pulitzer-Preis. Konkurrenten, Kämpfe, Kontroversen. Berlin: Lit Verlag 2007 (=Medien: Forschung und Wissenschaft, Band 15), 472 Seiten, 29,90 Euro.

2007 ist es genau 90 Jahre her, dass die ersten Pulitzer-Preise überreicht wurden. Was in bescheidenem Rahmen und mit wenig öffentlicher Resonanz startete, entwickelte sich in den folgenden neun Jahrzehnten zu einer der weltweit renommiertesten Auszeichnungen für kulturelle Spitzenleistungen, so Heinz-Dietrich und Erika Fischer im Vorwort ihres Buches über das amerikanische Phänomen mit internationaler Wirkungs-

kraft. Aufgrund von Aufbau und Ausarbeitung der Publikation mit einer Liste der Preisträger von 1917 bis 2006, einer Bibliographie und einem Namensregister kann sie als Übersichtswerk für den deutschen Sprachraum betrachtet werden. Wer sich detaillierter für bestimmte Aspekte interessiert, kann die vielen englischsprachigen Veröffentlichungen der gleichen Autoren nutzen.

Wie die Entwicklung des Pulitzer-Preises verlief, welche organisatorischen Anpassungen im Laufe der Jahre vorgenommen und welche Journalisten, Autoren, Fotografen, Komponisten und Karikaturisten ausgezeichnet wurden, wird hier dokumentiert. Aus einer Fülle von Themen und Ereignissen, die zur Zuerkennung des Preises in einer der Kategorien geführt haben, trafen die beiden Autoren eine Auswahl, die verschiedene Themenbereiche bündelt und Sinnzusammenhänge herstellt. Dass die Qualität der abgedruckten Fotos zu wünschen übrig lässt, ist vermutlich damit zu erklären, dass es sich um Reproduktionen aus Zeitungen und Zeitschriften handelt.

Schon seit 25 Jahren schreibt der Kommunikationswissenschaftler Heinz-Dietrich Fischer, Professor an der Bochumer Ruhr-Universität, über Journalistenpreise. Nachdem er über den in Deutschland renommierten Theodor-Wolf-Preis publiziert hatte, wagte er sich an die mit Nobelpreisen und Academy Awards („Oscars“) zu vergleichenden Pulitzer-Preise. Zusammen mit seiner Ehefrau Erika stöberte er in den umfangreichen Archiven jeder Kategorie (Poesie, Cartoons, Biografien, Fiktion, Pressefotografie, Drama/Comedy und so weiter) und veröffentlichte schließlich ein Standardwerk auf Englisch. Seit 1987 sind 21 Bände, die jeweils einem eigenen Genre gewidmet sind,

erschienen. Mit der nun erhältlichen Übersicht in deutscher Sprache war Ingrid Dickhut betraut, die rund zwei Jahrzehnte im Sekretariat der Sektion für Publizistik und Kommunikationswissenschaften der Bochumer Universität einen wichtigen Beitrag dazu geleistet hat, dass diese Publikationsreihe zustande kam.

Der in Ungarn geborene Stifter des Preises, Joseph Pulitzer (1847–1911), erwirtschaftete zur Jahrhundertwende 1900 als Herausgeber von „World“ und „Evening World“ in den USA ein Vermögen. Als der Self-made-man 1904 einen Beitrag zur vernachlässigten akademischen Journalistenausbildung leisten wollte und versuchte, das „College of Journalism“ zu gründen, stieß er in akademischen Kreisen auf Desinteresse und Unverständnis. Darum bestimmte er in seinem Testament, dass das für diesen Zweck reservierte Kapital erst nach seinem Tod ausgegeben werden dürfe. Am 2. Juli 1912 wurde der Grundstein für die „School of Journalism“ der „Columbia University in the City of New York“ gelegt. Diese Universität nahm auch die Zuerkennung des Pulitzer-Preises in die Hand. Da Pulitzer in seinem Testament eine Wartezeit von fünf Jahren nach seinem Tod festgelegt hatte, konnten erst 1917 die ersten Preisträger ausgezeichnet werden.

Nach Abhandlung der ersten Jahre widmen die Autoren den Jahrzehnten ab 1920 acht Kapitel. Die Jahre 1999 bis 2006 kommen im letzten Kapitel an die Reihe. Für jeden Zeitraum und jedes Jahr wurden Themen mit einem internationalen Charakter ausgewählt, sodass sich auch Europäer angesprochen fühlen können. Die Highlights und VIPs aus 90 Jahren Weltgeschichte werden in flottem Schreibstil und mit zuweilen köstlichen Details präsentiert. Der Verlauf des Ersten Welt-

kriegs, das Aufkommen des Nationalsozialismus, der Zweite Weltkrieg, der Koreakrieg, der Kalte Krieg, die Kubakrise, der Bürgerkrieg in El Salvador, die Watergate-Affäre, die Krise im Mittleren Osten bis hin zum Irakkrieg und zu den Grausamkeiten auf dem Balkan sind Beispiele für politische Themen. Der Kampf gegen den Ku Klux Klan, die Tragödie rund um die Entführung des nicht einmal zwei Jahre alten Sohnes des Luftfahrtpioniers Charles Lindbergh, die Rassenunruhen in den USA und die Morde an Martin Luther King und John F. Kennedy, aber auch die Clinton-Affäre, das Trauma vom 11. September 2001 und die Sturmflut von 2005 in New Orleans werden ins Gedächtnis gerufen. Bewusst oder unbewusst haben sich die Autoren innerhalb der chronologischen Einteilung für eine geografische Verteilung der Themen entschieden, so dass der Blick auch auf Krankheiten und Kriege in Afrika sowie Religion und Menschenrechte im heutigen China gelenkt wird.

Auf kulturellem Sektor begegnet man u. a. Namen wie Pearl S. Buck, George Gershwin, John Steinbeck, Tennessee Williams, Arthur Miller, Ernest Hemingway, Norman Mailer und John Updike. Walter Lippmann gehört zu den Journalisten, die ausgezeichnet wurden. Autoren nicht-fiktionaler Texte, die mit dem Pulitzer-Preis geehrt wurden, sind unter anderem Barbara Tuchman und Carl Emil Schorske. Beide erreichten auch in Europa eine große Bekanntheit. Nur zwei ausländische, das heißt nicht-amerikanische, Presseorgane haben Preise geerntet. Von den insgesamt 1200 Preisträgern stammen rund 50 aus Europa, davon zehn aus Deutschland. Einer von ihnen ist der Psychologe Erik H. Erikson, dessen Buch über Gandhi 1970 ausgezeichnet wurde.

Der Untertitel des Buches lautet alliterierend „Konkurrenten, Kämpfe, Kontroversen“. Der Leser erhält ein anderes Bild von bekannten Persönlichkeiten, die um die höchste Ehre kämpften und dabei einander die Butter auf dem Brot nicht gönnten. Der Geldpreis von zur Zeit 10 000 Dollar ist vielleicht weniger begehrt als die Tatsache, dass man sich Träger des Pulitzer-Preises nennen darf. „Für die Preisträger bedeuten die Auszeichnungen in der Regel beträchtlichen Prestigezuwachs und zum Teil beachtliche Karrierechancen“, stellen die Autoren fest (S. 13). In diesem Buch werden auch Kontroversen thematisiert, die sich ergaben, weil die Zuerkennung des Pulitzer-Preises in einigen Fällen Anlass zu einer öffentlichen Debatte über die Qualität des prämierten Werkes oder über die betreffende Person gab.

Die Arbeitsweise des Systems Pulitzer-Preis ist sorgfältig. Die für die gesonderten Kategorien einberufenen Jurys übergeben ihre Berichte an das Pulitzer-Preis-Komitee, das anschließend über die Zuerkennung der Auszeichnungen berät. Die Beschlüsse des Komitees bedürfen danach der Bestätigung durch den Präsidenten der Columbia-Universität. Dank der großen Arbeitskraft und des Engagements von Heinz-Dietrich und Erika Fischer können wir hinter die Kulissen einer „nicht mehr wegzudenkenden amerikanischen Institution“ (S. 13) auf dem Weg ins neue Jahrtausend blicken.

Joan Hemels, Amsterdam

Achim Baum u. a. (Hg.): Handbuch Mediensebstkontrolle. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 564 Seiten, 49,90 Euro.

Dass der Mediensebstkontrolle seit jeher auch Bedeutung zukomme, weil

„durch sie staatliche Kontrolle überflüssig gemacht wird“, wie die Herausgeber des Handbuchs Medienselbstkontrolle schreiben, ist schon deshalb unzutreffend, weil die Medienfreiheit nach den verheerenden Erfahrungen mit staatlich gelenkten Medien sowohl im „Dritten Reich“ als auch in der SED-Diktatur zum unabänderlichen verfassungsrechtlichen Kernbestand der Bundesrepublik Deutschland gehört. Und auch umgekehrt gilt: Legte es ein Staat, der sich nicht so unbedingt zur Pressefreiheit bekennt wie die Bundesrepublik in ihrem Grundgesetz, darauf an, seine Presse zu knebeln, tat er das noch stets. Gleichwohl - Medienselbstkontrolle ist ein Thema das wegen der rasanten Entwicklung vor allem der neuen (Internet-)Medien an Bedeutung gewonnen hat. Ein weiteres Phänomen ist die voranschreitende Kommerzialisierung. Dass sie auch bei Traditionsmedien wie dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu einer Werte-Entgrenzung geführt hat, zeigte sich überdeutlich in der Schleicherwerbs-Affäre.

Das „Handbuch Medienselbstkontrolle“ soll ein Lehrbuch für die Journalistenausbildung sowie ein Nachschlagewerk für die praktische Arbeit in Redaktionen und Ausbildungsstätten sein. Tatsächlich verzamelt der Band bisher nicht in einem Buch verfügbare Selbstdarstellungen von Medienkontrollinstanzen vom Deutschen Presserat über den Rundfunkrat des WDR über den Deutschen Werberat bis hin zur Freiwilligen Selbstkontrolle Multimediale Dienstleister sowie kritische Texte von Fachleuten und Wissenschaftlern. Letztere gehen mit den Selbstdarstellungen mitunter recht

harsch ins Gericht. Achim Baum etwa setzt sich mit Horst Avenarius vom Deutschen Rat für Public Relations so offensiv auseinander, dass seine flott geschriebene Kritik vor allem dann ins Beckmesserische kippt, wenn er wieder einmal ein „sic!“ glaubt in ein Avenarius-Zitat einfügen zu müssen. Etwas mehr „sic!“-Selbstkontrolle wäre hier angenehm gewesen.

Insgesamt ist das gemeinsam von Achim Baum, Wolfgang R. Langenbacher, Horst Pöttker und Christian Schicha herausgegebene Handbuch ein verdienstvolles Unternehmen. Und natürlich kommt man an ihm nicht vorbei, wenn man sich mit dem Thema Medienselbstkontrolle beschäftigt. Freilich bleibt es zugleich eine Vorstufe zu etwas noch Verdienstvollerem: einem wirklich lesbaren Lehrbuch für die Journalistenausbildung. Einem Buch, das sich vor allem auch mit konkreten Fällen medialer Entgleisung beschäftigt. Dabei würde auch klar, dass Selbstkontrolle, egal ob sie den Fernseh-, Zeitungs- oder Online-Journalismus betrifft, stets mit denselben ethischen Grundfragen zu tun hat. Ein aktuelles Beispiel für medienübergreifende Entgleisungen ist der Fall der entführten und vier Wochen lang von einem einschlägig vorbestraften Sexualstraftäter missbrauchten Dresdner Schülerin Stephanie. Die Berichterstattung selbst in bisher als seriös geltenden Medien schien zeitweise dem Motto „Deutschland sucht das Super-Trauma“ zu folgen. Beispielshaft kann man an dem Fall die Verstöße gegen die diversen Kodizes nachzeichnen.

Reiner Burger, Dresden